



FACHTAG AM 27.6.2019 IN BONN

**MÄDCHEN* UND JUNGE FRAUEN*
NACH FLUCHT**



Mädchen* und junge Frauen*
nach Flucht in der
Migrationsgesellschaft

LANDEsarbeitsGEMEINSCHAFT
MÄDCHENARBEIT IN NRW e.V.



INHALT

Einleitung	3
<i>Avin Mahmoud</i> (Jugendliche ohne Grenzen) Empowerment und Selbstvertretung im Kontext geflüchteter Frauen	5
<i>Prof. Dr. María do Mar Castro Varela</i> (Alice Salomon Hochschule Berlin) Verletzlichkeit und Stärke. Mädchen* und junge Frauen* nach Flucht	15

EINLEITUNG

Die Landesarbeitsgemeinschaft für Mädchen*arbeit in NRW hat am 27.6.2019 in Bonn zum Fachtag »Mädchen* und junge Frauen* nach Flucht« eingeladen. Der Fachtag fand im Rahmen des Projekts »Mädchen* und junge Frauen* nach Flucht in der Migrationsgesellschaft« statt. Die Veröffentlichung der Ergebnisse einer projektausgehenden Bedarfserhebung zu Lebenswirklichkeiten von Mädchen* und jungen Frauen* nach Flucht bildet den Ausgangspunkt des Fachtags und ermöglichte darüber hinaus Überlegungen und Diskussionen zur fachlichen Weiterentwicklung von Ansätzen und Konzepten in der praktischen Arbeit mit Mädchen* und jungen Frauen* nach Flucht.

In der pädagogischen Praxis sind bereits konzeptionelle Gedanken zu Erreichbarkeit(en) und Angeboten für die Zielgruppe »Mädchen* und junge Frauen* nach Flucht« vorhanden. Hier stellt sich in der Begleitung die Aufgabe Mädchen* nicht auf ihre Fluchterfahrung zu reduzieren und damit als »Opfer« zu markieren, sondern ihre Erfahrungshorizonte, Ressourcen, Perspektiven und Stärken in den Blick zu nehmen. Gleichzeitig ist die Lebenswirklichkeit der Mädchen* geprägt durch einschränkende Asylgesetzgebungen und deren Auswirkungen auf Teilhabemöglichkeiten sowie rassistische und sexistische Machtverhältnisse und Diskurse.

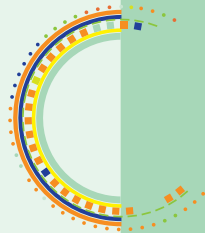
Gestaltet wurde der Fachtag am Vormittag durch zwei Keyvorträge und am Nachmittag durch drei parallel laufende Workshops. Diese ermöglichten eine Auseinandersetzung mit den Perspektiven von Mädchen* (Bedarfe der Mädchen* nach Flucht für die Offene Kinder- und Jugendarbeit), mit der Perspektive von Fachkräften (Strukturentwicklung und Standardempfehlungen für die Mädchen*arbeit) sowie der Perspektive aus der Praxis (Erreichbarkeiten und Angebote in der Mädchen*arbeit mit der Zielgruppe Mädchen* nach Flucht).

In der folgenden Dokumentation finden Sie die Keyvorträge von *Avin Mahmoud* und *Prof. Dr. María do Mar Castro Varela*. *Avin Mahmoud* berichtet über die Arbeit von Jugendliche ohne Grenzen und betont dabei die Bedeutung von Selbstorganisation und Selbstvertretung auch im Kontext von Geschlecht. *Prof. Dr. María do Mar Castro Varela* (Alice Salomon Hochschule Berlin) thematisiert in ihrem Vortrag »Verletzlichkeit und Stärke. Mädchen* und junge

Frauen* nach Flucht«, das Wissen und die Ignoranz bzw. Dethematisierungen in der sozialen Arbeit im Kontext von Kolonialität. Ausgehend von einer post-kolonialen Perspektive werden Verletzlichkeitspositionen, Herstellungen von Normalitäten sowie Emanzipationsgedanken in den Kontext der Mädchen*arbeit gesetzt.

Viel Spaß mit der Lektüre wünschen

Linda Wunsch, Jasaman Behrouz und Sanata Nacro



Avin Mahmoud

EMPOWERMENT UND SELBSTVERTRETUNG IM KONTEXT GEFLÜCHTETER FRAUEN

Hallo, schönen guten Morgen erst mal. Es hat mich gefreut, dass ich heute hier dabei sein darf. Ich bin *Avin Mahmoud* und ich komme aus Syrien. Ich bin Aktivistin bei »Jugendliche ohne Grenzen«. Ich komme gleich dazu: Was das ist. Ich bin seit vier Jahren in Deutschland. Ich wohne in Essen.

In meinem Vortrag werde ich über die Arbeit von »Jugendliche ohne Grenzen« sprechen. Und ich werde dann die Frauenarbeit oder quasi Mädchenarbeit bei »Jugendliche ohne Grenzen« fokussieren. Was machen wir als Aktivistinnen bei »Jugendliche ohne Grenzen«? Was sind unsere Wünsche? Was sind unsere Aktivitäten so generell? Ich würde am Anfang zur JOG-Arbeit kommen. Was ist das? Manche vielleicht wissen nicht, was ist das überhaupt. Worum geht es? »Jugendliche ohne Grenzen«-Arbeit? Was ist das tatsächlich? Und dann kommen wir nachher zu Mädchenarbeit bei »Jugendliche ohne Grenzen«.

Ja, »Jugendliche ohne Grenzen«, das ist eine selbst organisierte Initiative. Von jungen Geflüchteten. Wo sie sich zusammengeschlossen haben. Die machen sozusagen hauptsächlich politische Arbeit. Aus verschiedenen Ländern. Wo die Jugendlichen, die Interesse an Politik haben, die einfach mal aktiv werden möchten, in der Gesellschaft und so weiter... Also es berücksichtigt gesellschaftliche und politische Arbeit zusammen.

Der Titel von diesem Vortrag... habe ich so eine Idee gehabt, dass wir es »Empowerment und Selbstvertretung« nennen können. Weil: es ja wichtig ist... Empowerment ist ein großer Teil von Aktivitäten und politischer Und gesellschaftlicher Arbeit. Und Selbstvertretung ist es ja ganz relevant. Besonders für Mädchen und Frauen mit Fluchterfahrung. Damit sie sich selbst darstellen. Und ihre Forderungen, ihre Wünsche selber vorstellen können. Das ist halt wichtig, besonders für junge Frauen.

JoG ist 2005 in Stuttgart gegründet worden. Das ist quasi eine bundesweite Initiative. Das heißt, in jedem Bundesland haben wir eine Gruppe dort, wo die Jugendlichen zusammenkommen und sich selber organisieren. Ihre Arbeit nach vorne bringen. Ihre Wünsche an die Politiker und in der Gesellschaft tragen.

Sie haben ihre eigene Stimme. Das heißt, dass sie selber sich darstellen. Sich selbst vorstellen, ihre Stimme in den Medien tragen. Und wo sie sich nicht verstecken müssen. Einfach mal weiter ihre Stimme erheben zu können. Und sich als Aktivistinnen nennen können.

Die Idee von JOG am Anfang war, dass die Jugendliche,... also viele von den jungen Geflüchteten waren bedroht von Abschiebungen. Von daher sie haben sich Gedanken gemacht, damit sie eine Lösung für dieses Problem finden. Dann haben die Jugendlichen sich zusammengeschlossen, um eine Initiative in diesem Rahmen zu gründen. Damit sie selber für sich kämpfen können. Ihre Forderungen dadurch tragen können. Das war die erste Gründungsidee von »Jugendliche ohne Grenzen«. Gegen Abschiebungen. Natürlich sind dabei auch viele Forderungen. Ich komme auch gleich dazu.

Ich würde mal auch die bundesweite Gruppe zeigen. Das ist die ganze Gruppe von NRW auch bei der letzten Konferenz in Halle/Saale. Wie wir sehen: Das ist eine gemischte und bunte Gruppe, wo die Jugendlichen aus verschiedenen Ländern kommen. Es ist ja egal, wo man herkommt, welcher Nationalität man hat oder aus welchem Land man kommt. Hauptsache, dass wir alle gemeinsame Ziele, Ideen und Interessen haben.

Die Ziele von »Jugendliche ohne Grenzen«... Ich würde mal die Hauptziele sozusagen erläutern.

Hauptziel von JOG ist das Bleiberecht für alle. Das heißt, dass die Geflüchteten das Recht haben, in Deutschland zu bleiben. Wo sie keine Sicherheit in ihren Ländern kriegen können. Oder nicht in Sicherheit leben können. Das kann ein Grund sein, dass sie nach Europa geflüchtet sind. Natürlich sie haben bestimmte Gründe dafür. Und dass sie nicht einfach mal aus eigenem Interesse oder aus Spaßgründen nach Deutschland gekommen sind. Deswegen sind wir der Ansicht, dass jeder Geflüchtete das Recht hat, in Deutschland zu bleiben. Weil sie bestimmte Gründe dafür haben.

Zweitens: Gelebte Teilhabe und Partizipation. Das ist für uns halt wichtig, dass wir Teil dieser Gesellschaft sein sollen. Weil das ist sozusagen unsere Zukunft, unser Leben hier. Wenn wir diese Partizipationsmöglichkeit nicht haben... Also das heißt, dass wir ausgegrenzt sind, dass wir nicht integrieren können. Wenn Integration gewünscht ist das heißt, müssen viele Forderungen oder Voraussetzungen da sein. Wo die Jugendlichen, oder quasi generell die Flüchtlinge, sich als Teil der Gesellschaft fühlen können.

Bildung für alle. Das war auch ja von Anfang an wichtig. Das war unser Motto auch für unsere »Well come United«-Parade vorletztes Jahr in Berlin, wo wir alle gemeinsam gerufen haben: Bildung für alle. Das heißt, jeder Mensch hat das Recht auf Bildung. Ob der geflüchtet ist oder nicht. Hauptsache, dass wir alle Menschen sind. Und wir alle unsere Rechte haben, weiter zu studieren, zu lernen, Bildung zu machen. Und das heißt, dass wir alle gleichberechtigt behandelt werden sollen. Dass wir alle gleiche Rechte haben müssen, um weiter zu studieren. Weil es so viele geflüchtete Menschen gibt, die lange hier sind. Und sie haben trotzdem keine Erlaubnis, weiter zu studieren oder quasi Ausbildungen zu machen, weil sie keine Aufenthaltstitel haben. Wo die Menschen kaserniert sind, einfach mal in Lagern ausgegrenzt sind und sich nicht weiter in der Gesellschaft integrieren können.

Gleichberechtigung auf dem Arbeitsmarkt. Ja, wir betonen das. Dass wir alle dasselbe, oder die gleichen Rechte haben, wo wir arbeiten. Wir hören so auch viele rassistische Behandlungen auf dem Arbeitsmarkt. Wobei viele Geflüchtete nicht aufgenommen werden, nur weil sie Geflüchtete sind, weil sie weniger Erfahrungen haben, weil sie weniger Qualifikationen haben. Obwohl es so viele gibt, die wirklich gute Qualifikationen haben. Aber trotzdem wurden sie nicht aufgenommen, weil sie nicht in Deutschland studiert haben. Oder weil sie Geflüchtete sind. Ich kann das nicht verallgemeinern. Aber es gibt so einige Fälle, wo die Geflüchtete rassistische Erfahrungen sozusagen erlebt haben müssen. Und wo sie auf der Arbeit nicht aufgenommen werden, nur, weil sie Geflüchtete sind. Und keinen deutschen Pass haben. Da unsere Forderungen sind, dass wir alle, egal, aus welchem Land wir hierher kommen, hier die gleichen Möglichkeiten oder Chancen auf dem Arbeitsmarkt kriegen müssen.

Das letzte Hauptziel: Gegen Rassismus. Es ist ja klar, dass wir gegen Rassismus uns darstellen. Wir versuchen überall, ein Zeichen gegen Rassismus einzusetzen. Wir versuchen durch unsere Aktivitäten, unsere Aktionen, unsere Bewegungen uns gegen Rassismus stellen. Zeigen, dass wir alle gemeinsam... mindestens zu diesem Land gehören. Und wir keine Rassismuserfahrungen akzeptieren wollen. Ebenfalls auch, wir wollen keine rassistischen Fälle hier erleben.

Ja, das sind quasi die Hauptziele von »Jugendliche ohne Grenzen«, was wir alles als Hauptziele betonen oder quasi fordern. Es wird immer gesagt, dass wir viele Forderungen haben aber wir das doch selber machen sollen. Ja natürlich machen wir auch selber was, aber wenn die Forderungen sozusagen zur Verfügung gestellt werden. Das heißt, dass wir selber gegenseitig was machen können. Und nicht, dass wir alles nehmen bzw. haben wollen und nicht geben wollen.

Ich versuche mal, die JoG-Vorstellung ein bisschen zusammenzufassen, damit wir besser auf den Punkt »Mädchen-Arbeit« bei JoG kommen können.

Das ist die JoG-Konferenz. »Jugendliche ohne Grenzen«-Konferenz. Ja, das macht »Jugendliche ohne Grenzen« einmal pro Jahr. Parallel zur Innenministerkonferenz. Wo die Jugendlichen zusammenkommen und sich mit politischen Themen beschäftigen, die diskutiert werden in der Konferenz. Wir machen viele verschiedene Aktionen, Aktivitäten in dieser Zeit. Die Konferenz dauert 4 Tage. Bevor die Innenminister in die Stadt kommen, treffen wir uns vorher in der Stadt, wo sich die Innenminister treffen. Und genau dort organisieren wir eine Demo und wir machen einen Galaabend. Ich würde das mal klären, was machen wir in dieser Zeit? Was heißt Galaabend? Was machen wir bei der Demo? Das ist einmal pro Jahr. Seitdem JoG gegründet ist – 2005.

Jedes Jahr ist die Konferenz in einem Bundesland. Dieses Jahr 2019 war sie in Kiel, eine Woche vor. Mehr als 100 Jugendliche sind zusammengekommen bundesweit. Von ganz Deutschland. Und dann sie haben Aktivitäten gegen den Innenminister durchgeführt. Zu den Aktivitäten der Konferenz: Die größte Aktion bei der Konferenz ist, der Abschiebeminister... Die Jugendlichen, also die JoG-Aktivist*innen sozusagen, nennen 5 Innenminister, die die schlimmsten Innenminister waren in dem Jahr. Wo diese schlechte Entscheidungen oder irgendwelche Aktionen gegen Geflüchtete gemacht haben. Und dann werden die fünf Innenminister vorgestellt. Und dann wird einer durch eine Wahl genannt, der der schlimmste Innenminister war. Der kriegt natürlich einen negativen Preis von »Jugendliche ohne Grenzen«. Der Preis ist ein Koffer. Das ist der Abschiebeminister-Koffer. Da sind so verschiedene Sachen drin. Wie Forderungen von »Jugendliche ohne Grenzen«, Flyer von JoG. T-Shirts und so weiter. Was zu unserer Arbeit gehört. Und auch natürlich ein Flugticket in ein unsicheres Land. Ja, also die Idee ist es, dass der Innenminister einfach mal so zu mindestens dieses Gefühl hat, wie schwer die Situation ist, wenn man abgeschoben wird.

Ja, ich weiß, dass er nicht das ganze Gefühl dadurch kriegen kann. Weil das ist quasi so eine Aktion. Und nicht die Wahrheit am Ende. Aber wenn es die Wahrheit wäre... Ich bin mir sicher, dass keiner das erleben will. Tatsächlich, wenn man von Abschiebung bedroht ist, dann hat man überhaupt kein sicheres Leben. Wenn man Tag und Nacht darüber nachdenkt, dass man eben abgeschoben wird. Die Menschen können einfach nicht nach Hause gehen. Sie müssen die ganze Zeit auf die Straße verbringen, weil sie denken die ganze Zeit, kommt jetzt in der Nacht, oder irgendwann die Polizei, um uns abzuholen, um uns abzuschie-

ben. Wir versuchen durch diese Aktion die Regierung in der Lage zu versetzen eine Gefühl zu geben: Was das bedeutet? Wenn man abgeschoben wird. Und natürlich auch in Bezug auf Familienzusammenführung, da hatten wir auch so eine Aufenthaltserlaubnis sozusagen gegeben. Für den Abschiebeminister. Da er keine Familienzusammenführung machen darf,... Dass er hier in Deutschland bleiben darf, aber die Familie soll irgendwo im Ausland bleiben. Das gehört jedoch nicht mal zu den Kinderrechten. Das gehört nicht zu den Familienrechten. Die Familien haben immer ihre Rechte, zusammenzuleben. Die Kinder haben natürlich auch ihre Rechte. Dass sie mit ihren Eltern aufwachsen. Und das erklärt das Recht auf die Familienzusammenführung.

Normalerweise, in unserem normalen Leben hier, wir dürfen nicht wählen. Weil wir keinen deutschen Pass haben. In unserer Konferenz, auf dem Galaabend, dürfen wir endlich mal wählen. Da ist unsere Wahlbox. Dann haben wir selber den schlimmsten Innenminister ausgewählt.

Natürlich, findet nach der Konferenz auch, eine Pressekonferenz statt, wie immer. Und dann werden unsere Aktivist*innen berichten, was unsere Forderungen waren dieses Jahr. Durch diese Konferenz. Was unsere Wünsche sind. Und wie ist die Konferenz gelaufen? Warum macht JoG z.B. diese Konferenz? Wie ist das organisiert? In welchem Kontext und so weiter. Wir versuchen in diesem Sinne natürlich, unsere Frauen nach vorne zu bringen. Damit sie in der Gesellschaft, in der Medienarbeit, sich zeigen können. Und ohne Ängste ihre Wünsche, Forderungen, Probleme, Schwierigkeiten da selber zustellen. Und nicht die anderen sie vertreten sollen. Wo sie selber den Mut haben, ihre Person, ihre Schwierigkeiten, Probleme sozusagen darzustellen. Mit den Journalisten zu reden. In den Medien. In der Öffentlichkeit. Selber über ihre Schwierigkeiten reden.

Ich komme auch zu den Aktionen. Also in dieser Konferenz, auf dem Galaabend wird Initiativen ausgezeichnet, also Preise Vergabe. Das war unser Preis für dieses Jahr. Also Preis von JoG. das ist JoG-Logo aus Holz. Wir haben drei Initiativen ausgezeichnet, die mit Geflüchtete gearbeitet haben oder sie unterstützt haben. Die die Geflüchtete im Mittelmeer gerettet haben. Die die versuchten, im Hintergrund der Jugendarbeit zu fördern, besonders die für Geflüchtete, oder mit Geflüchtete gearbeitet haben. Sie haben wir ausgezeichnet. Solche Arbeit, aus unserer Sicht, ist wertvoll. Womit wir auch so eine Arbeit unterstützen wollen.

Das ist unser Wagen auf der Demo. Unsere Demonstration für dieses Jahr war vor dem Gebäude, wo sich die Innenminister getroffen haben. Wir haben dort

vor dem Hotel demonstriert. Ja, da waren mehr als 1.000 Leute dabei. Die zu unserer Demo gekommen sind, um mit zu demonstrieren. Mit zu rufen. Und wo sie mit uns die Forderungen an die Politiker getragen haben. Wir waren laut, wir waren viele und wir haben versucht viele Themen zu schildern. Die Innenminister haben sich angeguckt, uns gesehen. Aber trotzdem haben sie mit uns nicht gesprochen. Die entscheiden über uns, über unsere Zukunft, über unser Leben, ohne mit uns zu sprechen. Sowas kann man wirklich nicht nachvollziehen.

Wir haben oft das Gefühl, dass unsere Forderungen fast überall ignoriert werden, dass wir überhaupt nie wahrgenommen werden. Wir sind immer noch motiviert. Wir versuchen immer noch, trotzdem, durch ganz Deutschland unsere Stimme selber zu haben und selber zu erheben. Dazu unsere Schwierigkeiten und Probleme ganz deutlich zu erläutern.

JoG macht verschiedene Projekte, verschiedene Kampagnen. Das war die ganz deutliche Kampagne von JoG: Schule für alle. Das heißt, dass wir fordern, auf Schule, für die die hier sind. Die die Sprache nicht lernen dürfen. Die in den Lagern isoliert sind. Die in die Lager gebracht sind und keine Möglichkeiten zur Integration und Kontakte haben.

Und am Ende wird gesagt, dass die die hier sind, haben die Sprache nicht gelernt. Die haben bisher nichts getan. Die müssen irgendwie abgeschoben werden. Weil sie die gewünschte Integration nicht erfüllt haben. Die Regierung macht die Regeln selber. Und sie verlangt was nicht erlaubt ist. Die Arbeit ist nicht für jeden erlaubt. Aber trotzdem die sagen: »Die arbeiten nicht«. »Die haben nicht versucht, die Sprache zu lernen«. Wie kann man die Sprache lernen, wenn man die ganze Zeit im Lager untergebracht ist und keinen Zugang zur Gesellschaft hat? Wenn man keine Möglichkeit hat, einfach mal mit den Leuten in Kontakt zu kommen? Die Sprache kann so nicht funktionieren.

Es gibt so viele Leute, die Termine hatten bei der Ausländerbehörde. Und dann wurde gesagt: Sie sind seit vielen Jahren in Deutschland und sie haben bis jetzt noch Dolmetscher mitgebracht, weil sie kein Deutsch sprechen. Ja, natürlich: Sie können kein Deutsch sprechen, wenn sie keinen Zugang zur Gesellschaft haben. Keine Kontakte haben. Außerdem, darf man nicht vergessen, dass die deutsche Sprache relativ schwer ist. Kann man selber zu Hause nicht lernen.

Es gibt natürlich Menschen, die selber kreativ sind, die selber intelligent sind. Sie lernen die Sprache durch Kontakte. Aber es gibt auch so viele, die diese Fähigkei-

ten nicht haben. Sie können nicht einfach mal die Sprache so lernen. Sie brauchen bestimmte Maßnahmen dafür. Das ist ja halt nicht einfach für jede_r. Dafür müssen die Möglichkeiten eingesetzt werden. Wo die Jugendlichen, die Geflüchteten Menschen, die Zugänge haben, um mit deren Schwierigkeiten umzugehen.

Zur Zeit ist JoG in der Vorbereitung. Dass wir gemeinsam so eine Bleiberechtkampagne, damit fordern wir auf intensiv auf Bleiberecht.

Ja, viele Fragen: Wie was ist unsere Forderung an die Politik? Ja, wird gefragt, was sind eure konkreten Forderungen eigentlich? Ihr habt viele Ziele, ihr macht viel, aber was sind die genauen Forderungen an die Politik? Unsere Forderungen an die Politik sind, viele und verschiedene, von denen, was ich als Ziele genannt habe. Ich komme aber so zu Stichpunkte, zu diesen Zielen. Dass wir gleichberechtigt behandelt werden wollen. Dass wir diese anstrengenden Gesetze abschaffen wollen. Dass wir Abschiebungen auch natürlich verhindern wollen. Dass wir, wie gesagt, das Recht haben auf Bildung, auf Schule. Dass wir alle gleichberechtigt Bleiberecht hier kriegen wollen. Es muss jedes einzelne Problem gesehen werden. Dass wir bestimmte Gründe dafür haben, dass wir nach Deutschland kommen nicht aus Spaßgründen. Natürlich steht darunter, dass wir nur ein sicheres Leben und normales Leben haben wollen, wir alle wie normale Menschen unser Leben, unsere Zukunft aufbauen wollen, arbeiten wollen, Familien hier gründen wollen. Und so weiter. Die Rechte für jeden Mensch und nicht anderes speziell haben wollen.

Ja, bei uns versuchen wir viel, die Mädchen zu erreichen. Weil das ja die Geschichte ist, wie immer, dass die Mädchen nicht so viel in der Gesellschaft aktiv sind. Und dass sie nicht so viel die Möglichkeit haben, oder den Mut haben, sich dar zu stellen und dann selber über sich, über ihre Probleme, ihre Person zu reden. Wir versuchen, über diese Möglichkeit, durch JoG-Arbeit, die Mädchen zu erreichen. Wir bieten die Möglichkeiten an, damit diese Mädchen sich wirklich Teil dieser Gesellschaft fühlen. Wenn du weibliche Person bist, heißt es nicht, dass du nichts machen bzw. erreichen darfst. In unseren Ländern ist es halt so, dass die Mädchen sind nicht so viel sichtbar wie hier in Europa beispielsweise. Das ist so eine Möglichkeit, damit die Mädchen, oder die Frauen generell, die Möglichkeiten nutzen können, sich zu engagieren oder zu bewegen. Wir haben selber auch Schwierigkeiten damit eigentlich, weil viele vertrauen sich nicht selbst. Wenn wir sagen, es gibt ein Interview, es gibt einen Vortrag, es gibt irgendwas. Irgendwelche Teilnahme an Demonstrationen beispielsweise.

Viele Mädchen versuchen, sich zurückzuziehen. Weil sie sich nicht vertrauen. Weil sie diese Selbstvertretung persönlich nicht haben. Und das muss geübt werden. Das muss unterstützt werden.

Bei uns, wenn sie Aktivistinnen werden, sie haben die Möglichkeiten: Sie lernen voneinander. Sie sind so Vorbilder füreinander. Wenn sie sehen, dass »sie« aktiv ist. Sie macht diese Arbeit auch und organisiert dies mit. Das heißt, dass ich auch selber die Möglichkeit habe, zu mitgestalten. Es gibt auch viele, die persönlich diese Möglichkeit doch nicht haben. Oder die einfach nicht diesen Wunsch haben. Dass sie selber reden. Kann man das auch so nachvollziehen. Aber es gibt viele, die das wollen, die das machen wollen. Aber trotzdem haben sie keine Motivation, keinen Mut, um das zu realisieren. Und in diesem Sinne versuchen wir, diese Mädchen zu unterstützen. Damit sie sich selber bewegen können.

Bei uns, die diese riesige, große Konferenz organisiert ist eine Frau. Die die Koordinationsarbeit bei »Jugendliche ohne Grenzen« organisiert ist eine Frau. Ja, natürlich, also die Zahlen von Jungen, die sind mehr als die Frauen. Aber in der letzten Zeit ist es besser geworden. Besonders beispielsweise in der Berliner Gruppe. Die Mädchen sind viel mehr als die Jungen. Es sind sogar 10 Frauen, 15 Frauen und sogar 5 Jungen. Und die Arbeit dort funktioniert unglaublich gut.

Und jetzt in der letzten Zeit, in den letzten zwei Jahren, die sind in den meisten Bundesländer, die Vertreterinnen, oder quasi die Infoszentrale, die diese Arbeit in diese Bundesland organisieren, sind mehr Frauen. Sie sind mehr motiviert und machen jetzt mehr mit.

Beispielsweise die Trierer Gruppe, die sind auch sogar 2, 3 Jungen und der Rest sind Frauen. Und die machen alle diese tolle Arbeit in Trier. Die Trierer Gruppe hat sich wirklich so viel entwickelt. Sie treffen sich jede paar Tage, paar Wochen. Mit der Stadt, mit Politiker, Politikerinnen. Und sie versuchen, mehr die Jugendlichen da zu erreichen. Weil die, die diese Arbeit organisieren, sind Frauen. Ich würde das nicht einfach mal nur sagen, um die Frauen nach vorne zu bringen. Aber es ist einfach mal so tatsächlich. Das ist ja aber gut. Wenn es gut funktioniert. Wenn wir gute Konsequenzen haben. Das ist ja auch eine gute Möglichkeit.

Wir erreichen uns durch Aktionen. Durch Seminare, die wir machen. Es gibt so viele auch, die kommen, die sich die Arbeit angucken. Und dann am Ende sagen: Ja, sie trauen sich nicht. Weil es ist so eine Bewegungsarbeit sozusagen. Wo wir

auf Achse sind. Wo wir von Stadt zu Stadt fahren. Das ist ja natürlich auch kein Muss. Sondern freiwillige Arbeit. Wer Zeit hat, wer Lust hat. Hauptsache, wenn wir ein paar Aktivistinnen haben, dass sie aktiv sind und mitmachen.

Und es gibt auch so viele Themen, die uns selber beschäftigen oder mindestens uns als Frauen beschäftigen. Dass wir versuchen, uns selbst zu vertreten. Also dass nicht einer oder andere in den Medien steht und über unsere Frauen redet, über die Probleme und Schwierigkeiten von diesen Mädchen oder diesen Frauen, redet. Die geflüchtet sind, die Armen, die nicht reden können, die nichts machen können. Sie sind die Frauen, die keinen Mut einfach mal haben oder die trauen sich nicht, über sich selber zu reden. Das ist bei uns unakzeptabel. Sagen wir Nein. Wir sprechen die Sprache nicht so richtig gut, aber trotzdem kann man die Idee tragen. Oder einfach mal die Forderungen tragen. Die Idee, da zu zeigen, was wir wollen, was wir brauchen, was unsere Probleme sind, was die Schwierigkeiten hier sind, in der Familie.

Es gibt so viele Themen, die man nicht mit jeder Person darüber sprechen kann. Aber bei uns versuchen wir unter uns zu sprechen. Und was unter uns besprochen wird, das bleibt auch unter uns. Das darf nicht weiter erzählt werden. Wir vertrauen uns. Deswegen gibt es so viele, die sagen, dass wir hier bei JoG ein Familiengefühl haben. Das ist unsere zweite Familie. Bei manchen ist es auch mehr, weil wir sprechen manchmal unter uns Themen, die wir manchmal in unseren Familie nicht besprechen. Das ist ja, glaube ich, so eine wertvolle Sache, wenn man eine Person findet oder hat, wo man über persönliche Probleme zum Beispiel reden kann. Und dass man sicher ist, da wird nichts weiter erzählt. Keiner wird sagen: Ach, du bist so, so, so in deiner Familie. Und dass du schlechte Erfahrungen erlebt hast. Besonders diese Fluchterfahrungen. Was die da unterwegs erlebt haben beispielsweise. Manche haben Geschichten erlebt, die man nicht jeden sagen kann. Wenn wir uns treffen. Wir brauchen selber mehr Empowerment. Wir versuchen, uns gegenseitig zu empowern.

In diesem Rahmen organisiert JoG nächste Woche ein Seminar, wo alle JoG-Frauen zusammenkommen, um über ihre persönliche Geschichte, Probleme, irgendwas sie wollen. Wir haben an diese Seminar gedacht, damit die Frauen, Aktivistinnen, Mädchen, die bei JoG aktiv sind, zusammenkommen. Um sich Zeit selber zu nehmen über ihre Probleme und Schwierigkeiten, zu sprechen. Quasi so freie, geschützte Räume zu haben, damit die mehr oder besser unterstützt werden. Damit die sich trauen können, dort werden viele Übungen gemacht, viel Training gemacht. Was sie brauchen!

Wir haben dort so Open Space-Räume organisiert. Wir haben natürlich auch Expertinnen, die dahin kommen. Die Themen, die die Mädchen darüber reden wollen, und darüber informiert werden wollen, werden wahrgenommen. Und wie gesagt, unter sich diskutieren wollen. Solche Arbeit ist wichtig für viele, damit sie einfach mal sich trauen können. So versuchen wir unter uns die Arbeit zu organisieren. Wir organisieren unsere Arbeit selbst. Und versuchen wir, selbst uns sichtbar zu machen.

Danke für eure Aufmerksamkeit. Und so komme ich zum Ende meines Vortrages. Ich hoffe, dass ich nicht langweilig war.

María do Mar Castro Varela

VERLETZLICHKEIT UND STÄRKE: MÄDCHEN* UND FRAUEN* NACH FLUCHT

Als eine Person, die sich sowohl aktivistisch als auch theoretisch mit dem Themen »Gender, Sexualität, Flucht und Migration« auseinandersetzt, interessieren mich insbesondere die Spannungsfelder und die ethischen Dilemmata, die sich in diesem Feld auftun und nach einer adäquaten Adressierung rufen.

Beginnen wir mit der so genannten »Genderfrage«, die vielen durch die pragmatische Strategie das Gender-Sternchen (*) einzusetzen, gelöst erscheint. Wir können heute nicht mehr, wie in den 1970er- und 1980er-Jahren, unreflektiert von »Mädchen« und »Jungen« sprechen, ohne Konsequenzen erwarten zu müssen. Die Debatten – nicht nur in der feministischen Bewegung – haben in kritischen Kontexten Trans- und Intersexdiskriminierungen sichtbar gemacht, die lange Zeit unbedenklich erschien. Doch spätestens seit der Intervention von Judith Butler, die in ihrem Buch »Gender Trouble« (1990) die »heteronormative Matrix« aufgedeckt und damit kraftvoll die normative Vorstellung einer Zweigeschlechtlichkeit in Frage gestellt hat, wissen wir um die Gewaltförmigkeit einer eingeschränkten gesellschaftlichen Imagination, die Raum nur für zwei Geschlechter (eben männlich und weiblich) zulassen kann. Diejenigen von uns, die an Hochschulen und in Nichtregierungsorganisationen tätig sind, kommen kaum umhin, sich einer gewaltvollen Vergeschlechtlichung entgegenzustellen. Hegemoniale Zuschreibungen sind bedeutungsvoll. Sie können uns privilegieren oder marginalisieren. Dabei handelt es sich um eine diskursive Praxis, die materielle, physische und auch affektive Konsequenzen zeitigt. Geschlecht ist weder eine fixe noch statische Kategorie. Und nur diejenigen profitieren von einer verordneten Zweigeschlechtlichkeit, die der heteronormativen Ideologie weder etwas entgegenstellen wollen noch müssen: etwa weiße deutsche bürgerliche heterosexuelle cis-Frauen. Als kritische Intellektuelle und Aktivistinnen, glauben wir an die notwendige soziale und politische Veränderung. Es ist darum unsere Aufgabe, die Gewalt und Normalität hinter den Diskursen aufzudecken: Wenn wir heute über Mädchen*, junge Frauen* sprechen, dann müssen wir uns der politischen Fragwürdigkeit bewusst sein, die damit einhergeht. Ob wir es wollen oder nicht, wir stabilisieren in diesem Sprechen eine heteronormative Ordnung und exkludieren jene, die in dieser keinen Platz finden. Auf der einen Seite mögen einige behaupten, dass ein solches Nachdenken, die Dinge unnötig verkompliziert. Auf der anderen Seite

verdeutlicht eine solch grundlegende Reflexion, dass es letztendlich darum geht, zu verstehen, wie Verletzlichkeit hergestellt wird. Die Erkenntnis kann uns nicht unberührt zurücklassen, sie ruft nach Maßnahmen. Das Gender-Sternchen (*) mahnt zumindest, dass wir wachsam sein müssen gegenüber diskursiven Schließungen und ruft zu praktischen Strategien, die die Institutionen öffnen für Trans, Intersex Menschen und diejenigen die sich nicht einordnen lassen wollen und Genderkonformität ablehnen. Die Zweigeschlechtlichkeit infrage zu stellen war und bleibt wichtig. Die Auseinandersetzungen um die strategischen Folgen, wird uns noch lange beschäftigen. Einige Trans und Intersex Aktivist*innen lehnen das * ab, weil sie es als ebenso ausschließend empfinden wie die Schreibweise Frauen (ohne *). Sie plädieren stattdessen für die Bezeichnung FLTIQ+ (Frauen, Lesben Trans, Inter, Queer). Das macht Sinn.

Wir sehen also bereits hier, dass das Komplizieren von Normalitäten und Normen einen wichtigen politischen Prozess darstellen. Das Denken in einfachen Schablonen ist eher eine Disziplin rechter Populist*innen. Wenn wir das simplifizierende, vereinfachende Denken überwinden wollen, müssen wir die eigene Komfortzone überwinden und unsere Praxen infrage stellen. Es reicht nicht aus »Gutes zu tun«, theoretische und abstrakte Erkenntnisse müssen gewissermaßen in die Praxis übersetzt werden, so dass wir in die Lage versetzt werden, tatsächlich ethisch und politisch kraftvoll zu handeln. Abstraktes Denken ermöglicht uns, neue Fragen zu stellen und uns nicht lösbaren Dilemmata zu stellen. Das ist oft unangenehm, aber einen Weg daran vorbei gibt es eigentlich nicht.

Abstraktes Denken und verkörperte Theorie

Ich plädiere für eine Reflexivität, die sich nicht damit zufriedengibt, unseren Gemeinsinn anzufragen und in Fragen zu Flucht auf unser Mitleid und unsere Solidaritätsfähigkeit als Fundament zu vertrauen. Wir benötigen mehr: ein robustes theoretisches Wissen und ein gutes Training in komplexer Reflexion, um den Migrationsregime und der Ideologie des Nationalstaates wie auch der europäischen Suprematie etwas entgegensetzen.

Die Perspektive mit der ich mich nunmehr seit fast 20 Jahre beschäftige ist die Postkoloniale Theorie. Gewendet auf das uns heute hier interessierende Thema, versucht diese nachzuzeichnen, warum wir überhaupt darüber reden müssen, dass Mädchen* und junge Frauen* nach Flucht spezifische Bedarfe haben.

Wieso, so ließe sich fragen, müssen wir Bildung für Menschen mit Fluchterfahrungen politisch fordern? Wieso müssen wir im Jahre 2019, in einem der reichsten Länder der Welt, auf die Straße gehen, um das Recht *auf Bildung* zu erstreiten, welches doch menschenrechtlich zugesichert ist (Artikel 26, Allgemeine Erklärung der Menschenrechte)?

In meinem Vortrag werde ich einige postkolonial feministische Überlegungen mit Euch teilen, die, so meine Hoffnung, produktiv gemacht werden können, um die grundsätzliche Situation von Mädchen* und Frauen* nach Flucht (besser) analysieren zu können. Es geht darum, die soziopolitische Gesamtsituation und ihr Geworden-Sein besser verstehen zu können, so dass wir politisch adäquater reagieren können. Der Titel des Vortrages lautet »Verletzlichkeit und Stärke«, weil es meines Erachtens darum gehen sollte auszuloten, wie Verletzlichkeit erkannt, aber nicht zu einer Alles-beschreibenden-Charakteristik von Mädchen* und jungen Frauen* auf und nach der Flucht wird. Wir sprechen über und mit einer stark verletzlichen Gruppe. Sie ist praktisch verletzungsopfer. Sie erlebt Sexismus, sie erlebt Rassismus und erfährt die gesamte Härte der Migrationspolitik: Unterbringung an abgelegenen, unwirtlichen Orten, traumatische Erlebnisse (Vergewaltigungen, Verlust von Freund*innen und Familienangehörigen, lange und beschwerliche Fluchtrouten), die nicht bearbeitet werden, oft jahrelange (rechtliche) Unsicherheiten, kein Zugang zu Bildung, soziale Isolation, Rassismus und zuweilen auch Gewalt in den eigenen Familien etc.

Eigentlich wissen wir, dass es unabdingbar ist, sich auf die Ressourcen zu fokussieren, wenn wir in der feministischen sozialen und politischen Arbeit mit verletzlichen Gruppen zu tun haben. Es scheint ein Paradox, doch diejenigen, die besondere Gewalt erfahren, entwickeln immer auch eine spezifische Stärke¹. Wir können viel von denjenigen lernen, die die härtesten Seiten der Globalisierung und postkolonialen Situation erfahren und überleben. Vielleicht ist es sogar so, wie es der postkoloniale Theoretiker Homi Bhabha einmal gesagt hat, dass wir ausschließlich von denen lernen können, die die härtesten Seiten der globalen Situation erlebt haben. Es sind wahrscheinlich nicht die Privilegierten, die am Schreibtisch sitzen und schönfeile Theorien schreiben, die die wichtigsten Analyseinstrumente bereitstellen, um die Wirklichkeit zu verstehen. Vielleicht sind es diejenigen, die an den Grenzen zurückgewiesen werden; die auf dem Weg nach Europa Gewalt in allen möglichen und wahrscheinlich oft nicht mehr vorstellbaren Dimensionen erfahren, von denen es zu lernen gilt. Ein Konzept, welches

1 Castro Varela, María do Mar (2018): »Wer Privilegien hat, kann bestimmte Dinge nicht sehen.« Interview mit FIZ Magazin 11/2018, S. 8–9, online: https://www.fiz-info.ch/images/content/Downloads_DE/Publikationen/Magazin/2018FIZ_Magazin_Digital.pdf (letzter Aufruf 2.12.2019)

lateinamerikanische Feministinnen entworfen haben, spricht zudem von einer »teoría encarnada«, was sich etwa in »verkörperte Theorie« übersetzen ließe. Das Konzept der »verkörperten Theorie« gibt beredt Auskunft darüber Wie eine Erfahrung, die eine körperliche ist, Theorie (also Wissen) produziert. Jede soziale Positionierung geht mit spezifischen körperlichen Erfahrungen einher. Wer Fluchterfahrungen hat, verfügt über ein reiches Wissen. Wissen über Grenzziehungen, den Unterschied zwischen Recht und Gerechtigkeit oder auch wie traumatische Erfahrungen überlebt werden können. Auf der einen Seite haben wir also ein abstraktes Denken; den Versuch theoretische Instrumente in Form von Konzepten und alternativen Begrifflichkeiten zu feilen, um die soziale und politische Situation verstehen zu lernen. Mit dem klaren Ziel darin intervenieren zu können, d.h. das So-wie-es-ist zu verändern. Auf der anderen Seite, sollte das Wissen, dass durch körperlich gemachte Erfahrungen (etwa von Diskriminierungen) erzeugt wird, zu lesen gelernt werden. So wird das kalte abstrakte Denken ergänzt durch ein lebendiges Wissen, das von den Rändern aus produziert wird. Die Wechselwirkung zu erkennen ist eine Herausforderung, aber ermöglicht womöglich potentiell die Ausarbeitung von Taktiken und Strategien, die Mädchen* und Junge Frauen* nach ihrer Flucht nicht nur Unterstützung bieten, sondern sie auch ermächtigen, ihre Situation zu verstehen und dagegen aufzubegehren.

Die Erfahrung von Mädchen und Frauen ist nicht einfach gegeben, schrieb die Soziologin Sedef Gümen in den 1980er Jahren. Eine damals wie heute wichtige Erkenntnis, die im Grunde lediglich besagt, dass geschlechtsspezifische Erfahrungen nicht universalisierbar und essentialisierbar sind. Wir können und sollten an diese frühe antirassistisch feministische Erkenntnis anknüpfen. Intersektionale Ansätze tun dies, indem sie sich die Überkreuzungen verschiedener Diskriminierungen anschauen, so dass sichtbar wird, das etwa ein Mädchen* aus einer Familie von Arbeitsmigrant_innen nicht dieselben Chancen hat wie ein bürgerliches deutsches Mädchen*. Dies ist eine Konsequenz hegemonialer Verhältnisse, die bestimmte Gruppen privilegieren und andere an die Ränder drängen.

Kampf gegen eine imperiale Ignoranz

Warum, so habe ich mich schon oft gefragt, wissen Menschen, die dominante Positionen in der Gesellschaft besetzen meist so wenig über die Realität von Flucht? Warum wussten viele lange nicht, wo Syrien liegt? Warum wissen gut gebildete Mehrheitsangehörige oft nicht, wie viele Leute auf der Flucht sind und was die Gründe dafür sind? Die Ignoranz, die hier sichtbar wird, ist erschreckend und vielsagend. Das spezifische Nicht-Wissen in Bezug auf Migration, Flucht, Kolonialismus und Postkolonialismus scheint mir symptomatisch für die postkoloniale Situation, so wie sie in Europa erfahren wird. Ein bekanntes Zitat von Martin Luther King lautet: »Es gibt auf der Welt nichts, was eigentlich gefährlicher ist als eine ehrliche Ignoranz.« Diese bewusste Stupidität, diese Haltung, die dafür sorgt, dass das eigene Nicht-Wissen einer* nicht peinlich ist. Immer noch behaupten auch Akademiker*innen in Deutschland, dass der Kolonialismus nur eine kurze Episode der deutschen Geschichte gewesen sei und insoweit kaum Wirkmächtigkeit entfaltet habe.² Neben der Peinlichkeit einer solchen Position, ist es zutiefst bedenklich, dass wir, die wir im Westen oft so wenig über außereuropäische Lebenspraxen und Weltauffassungen wissen, dass es uns reicht unser Mitleid zu mobilisieren, wenn wir über geflüchtete Menschen nachdenken. Werfen wir beispielsweise einen Blick auf die klassischen Lehrpläne in den Sozialwissenschaften, der Pädagogik oder auch der Sozialen Arbeit stellt sich die Ignoranz als eine produzierte Ignoranz dar. Dabei spreche ich jetzt nicht von einem Nicht-Wissen. Das ist immer Teil von Wissensstrukturen (wir können niemals alles wissen), sondern von einer intendiert produzierten Ignoranz, die durch Dethematisierung von Kolonialismus und Rassismus und einer durchweg eurozentrischen Wissensfokussierung vorangetrieben wird. So werden in Deutschland immer wieder Schüler*innen, deren Asylantrag nicht genehmigt werden und/oder deren Herkunftsland von einem Tag auf den anderen als sicher eingestuft wird, des Landes verwiesen und deportiert. Doch immer wieder erreichen solcherlei Nachrichten ahnungslose Lehrer*innen, die nicht in der Lage sind, Widerstand zu leisten, weil sie von staatlicher Gewalt überrascht werden. In schulischen Kontexten gibt es kaum Wissen darum, wie prekär die Lebenssituation geflüchteter Schüler*innen ist. Selbst wenn im Kollegium darüber gesprochen oder im Klassenzimmer zur Solidarität mit geflüchteten Menschen aufgerufen wird – Flucht als konkretes Thema für Lehrer*innen scheint kein wirklich wichtig zu sein. Warum ist die Institution daran nicht interessiert? Und welche Konsequenzen hat dies für die Institution Schule und die Schüler*innen, die diese besuchen? Wir haben es

2 Nikita Dhawan und ich haben diese These als Ausgangspunkt genommen, um in unserer kritischen Einführung in die Postkoloniale Theorie (2020) darauf aufmerksam zu machen, dass es eben diese ignorante Position ist, die dafür sorgt, dass eine imperiale Haltung im Westen weiterhin vorherrschend bleibt.

hier im Grunde mit einem institutionellen Rassismus zu tun, der aber selten als solcher thematisiert wird. Schulen dienen, dem französischen Philosophen Louis Althusser zufolge, der Qualifikation der Arbeitskräfte, entsprechend des gesellschaftlichen Bedarfs hergestellt werden. Ergänzen müssten wir hier, dass auch das Wissen bereitgestellt wird, welches die Vormachtsstellung einer gesellschaftlichen Bevölkerungsgruppe vis-à-vis der anderen herstellt bzw. stabilisiert. In der Schule lernen wir nicht nur zu lesen und zu schreiben, sondern werden auch daran gewöhnt, den vorgesehenen Platz innerhalb der Gesellschaft als den wahren und mithin allein richtigen Platz wahrzunehmen und schließlich auch einzunehmen. Für einige bedeutet dies, die Unterwerfung zu akzeptieren und soziale Ungleichheit als natürlich gegeben zu akzeptieren. Schule erscheint wie eine feudale Enklave innerhalb eines demokratischen Systems, welches beständig verspricht, dass alle dieselben Chancen haben. Wir lernen aber auch Rassismus als selbstverständlich hinzunehmen. Wenn wir weiß sind, lernen wir das weiß-Sein als eine solche Selbstverständlichkeit zu akzeptieren, dass wir nicht einmal bemerken können, dass es in einer rassistischen Gesellschaft ein Privileg ist, weiß zu sein. Die Position schützt vor so vielen schmerzhaften Erfahrungen: ausgegrenzt zu werden; unhöflich befragt und ausgefragt zu werden; Angst zu haben in Räumen, die andere als *neutral* beschreiben würden; beschämt und verlacht zu werden; nicht bedient zu werden etc. Als weiße Person gehören diese Erfahrungen nicht zum Alltagserleben. Uns so erscheint weiß-Sein als eine transparente Erfahrung. Sie wird nicht spürbar. Erst wenn die eigene Erfahrung vis-à-vis der Alltagserfahrungen Schwarzer Menschen und People of Color gestellt wird, wird klar, dass weiß-Sein nicht die *normale* Position ist, sondern eben die privilegierte. Rassistisches Wissen wird gelernt. Und so werden nicht nur unterworfenen Subjekte, sondern auch ein imperialistisches Subjekt hergestellt. Letzterem erscheinen der Alltag nicht nur nicht als privilegiert, es hat auch gelernt, sich rassistisch abzugrenzen ohne dies als gewaltvolle Praxis zu lesen.

Kritische Hinterfragungen

Postkoloniale Perspektiven ermöglichen einen Blick hinter die Fassaden. Sie verhelfen uns dazu, die eigenen (liebgewonnenen) Praxen kritisch zu beleuchten. Wir gehen in der postkolonialen Theorie davon aus, dass die imperiale Beherrschung durch Europa nicht ohne Konsequenzen bleiben konnte. Der Blick ist also kein historischer, sondern einer, der die Kontinuitätslinien freilegt. Wir gehen davon aus, dass die Art, wie wir denken; die Art, wie wir die Welt betrachten; die Art, wie wir die *Anderen* als *Andere* markieren; selbst die Art, wie wir denken, dass Geschlecht organisiert ist, und was darunter verstanden werden kann; t aber auch die Ar, wie wir Soziale Arbeit definieren oder wie wir hier zusammensitzen, dass dies alles sich nicht zufällig entwickelt hat, sondern in einem direkten Zusammenhang mit der kolonialen Gewaltentfaltung steht: die Wirkmächtigkeit des Imperialismus. Insgesamt handelt es sich dabei um ein komplexes Theoriefeld, in dem feministische wie auch marxistische und poststrukturalistische Theorien supplementiert werden, um Kritik an neokolonialistischen Verhältnissen formulieren und Strategien der Dekolonisierung entwerfen zu können. Dabei werden normative Diskurse und ihre Wirkmächtigkeit sichtbar. So produziert etwa eine normative Vorstellung von Emanzipation Kriterien, die jene ausschließen, die diese Kriterien nicht erfüllen können oder wollen. Die unseligen politischen Debatten um die ›Kopftuchfrage‹ illustrieren dies meisterhaft. Warum, so ließe sich doch fragen, glauben viele westliche Feministinnen immer noch, dass das Kopftuch geradezu *per se* Nicht-Emanzipation symbolisiere. Wenn wir uns Bilder von emanzipierten Frauen im Westen anschauen, so tragen diese oft High Heels und enge Röcke. Ist das nicht ein Widerspruch? Ist es tatsächlich emanzipiert, wenn Frauen* Schuhe tragen, die ungesund sind und Kleidung, die einengt und als sexy gilt. Entscheidend ist aber nicht, ob die Kleidung gesund oder moralisch ist, sondern dass Kleidungsnormen an und für sich als Emanzipationsmarker fungieren. Wenn Emanzipation die Freiheit von Bevormundung bedeutet, dann müsste es gleich sein, was getragen wird. Dann müsste es eine wirkliche Wahlfreiheit geben. Es kann kaum darum gehen, die in einer Gesellschaft akzeptierten Normen anderen aufzuzwingen. Ein antirassistischer Feminismus ist dazu angehalten, Normalität und Normalisierungszwänge transparent zu machen und dieselben kontinuierlich zu hinterfragen. Im Grunde betrifft dies uns alle und nicht nur diejenigen, die eine verletzte soziale Position einnehmen. Es geht darum, Ideen, Praxen und wie wir uns die Welt (idealerweise) vorstellen zu untersuchen und darzulegen, in welcher konkreter Weise Normen sich mit Mach- und Herrschaft verschlungen zeigen. Dabei muss verstanden werden, dass einige Subjekte von spezifischen Normen profitieren und andere aufgrund derselben marginalisiert

werden. Von westlichen Emanzipationskriterien profitieren diejenigen, die von sich behaupten, dass sie gerne »weiblich« seien: etwa heterosexuelle cis-Mütter, die in einer bürgerlich weißen deutschen Kleinfamilie leben und sich solidarisch mit geflüchteten Frauen* erklären. Doch selbst, wenn wir selber die Normen ohne Probleme erfüllen, sollten wir aus ethischen Gründen immer danach fragen, wer sie nicht erfüllen kann. Was bedeutet es für junge Frauen* nach einer Flucht mit einem Set neuer Normen konfrontiert zu werden, die sie nicht erfüllen können oder wollen? Wie unglaublich schwer ist es, Normen zu dekodieren, sie zu umgehen oder anzugreifen, wenn sie nicht erfüllt werden können?

Eine kritische Soziale Arbeit mit Mädchen* und Frauen* muss Raum geben für multiple Erzählungen. Differente Narrative zu dem wie ein Leben verlaufen sollte oder könnte müssen einen Platz erhalten wie auch non-normative Lebenspraxen ermöglicht werden sollten. Das bedeutet dann auch, dass wir das, was die afro-amerikanische lesbische Feministin Audre Lorde als »mythische Norm« bezeichnet hat, entlarven und uns dieser entgegenstellen. »Wir sprechen nicht von menschlichen Unterschieden, sondern von menschlichen Abweichungen von der Norm. Irgendwo in unserem Hinterkopf gibt es etwas, das ich als »mythische Norm« bezeichne von der jede Einzelne tief in ihrem Herzen weiß, das bin nicht ich. Mithilfe dieser mythischen Norm bleiben die Fallstricke der Macht in dieser Gesellschaft erhalten.« Dieses Zitat aus den 1970er Jahren ist und bleibt aktuell. Wir müssten hier freilich eine Genealogie der Antidiskriminierungs- und Befreiungspolitik nachzeichnen, die etwa die Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen Formen der Mehrfachdiskriminierung, wie sie z.B. von Lesmigras in Berlin als Analyseinstrument vertreten wird, Intersektionalität und Assemblage herausarbeitet. Dies vermag ich nun in einem kurzen Text nicht zu bewerkstelligen. So will ich hier nur darauf hinweisen, dass auch intersektionale Perspektiven durchaus Schwächen gegenüber Vorstellungen wie die Lord'sche mythische Norm haben. Intersektionalität vermag etwa nicht darzustellen, dass einige Subjekte tatsächlich mehr Gewalt erfahren als andere. Gemäß meinen Erfahrungen in sehr unterschiedlichen Feldern sind die Stärke und Dauer von Diskriminierung etwas was in aktuellen Analysen wenig Beachtung findet. Am Ende landen wir dann wieder bei hegemonialen feministischen Analysen, die nur sagen können, dass alle Frauen* diskriminiert werden, aber über die Differenzen in der tatsächlichen Stärke von erfahrener Gewalt schweigen. Mädchen und junge Frauen* nach Flucht erleben Gewalt als Konsequenz einer globalen Migrationspolitik und eines globalen Patriarchats zusätzlich machen sie in unserer Gesellschaft unablässig Erfahrungen mit Rassismus. Dies macht es notwendig, dass sie Widerstandsformen entwickeln, die sie ein unglaubliches Durchhaltevermögen entfalten las-

sen. Mit Rassismus und Sexismus in Gleichzeitigkeit leben und Sorge um den Aufenthaltsstatus ertragen zu müssen, katapultiert Mädchen* und junge Frauen* nach Flucht auf eine Verletzlichkeitsposition, die nur zu ertragen ist, wenn adäquate Taktiken und Strategien des Durchhaltens entwickelt werden. Eine reflexive antirassistische feministische Soziale Arbeit, die postkolonial informiert ist, vermag hier Unterstützung zur Verfügung zu stellen.

Grenzen und Widerstand

Grenzen symbolisieren, begründen und stabilisieren Macht und sind daher Herrschaftsinstrumente. Dabei sind es bei weitem nicht nur die nationalstaatlichen Grenzen, auf die wir unser Augenmerk lenken sollten, sondern auch die sozialen Grenzen, die Menschen entlang von Kategorien der Privilegierung und Marginalisierung unterscheiden: »Einheimische« und »Fremde«; »Gesunde« und »Kranke«; »Frauen« und »Männer«; »Arme« und »Reiche« etc. Grenzen sind keine natürlichen Phänomene. Ganz im Gegenteil, sie sind zutiefst verschränkt mit einer globalen Beherrschungsgeschichte. Sie verwalten Räume des Betretbaren und des Verbotenen und auch die Felder von Zugehörigkeit und der Fremdheit. In ihrer von Foucault inspirierten Studie untersuchte Mary Louise Pratt Anfang der 1990er Jahre Machtdynamiken im kolonialen Raum und ging dabei der Frage nach der Verschränkung einer europäischen Selbstrepräsentation und der kolonialen Expansionspolitik nach. In diesem Zusammenhang führt sie das Konzept der *Kontaktzonen* ein, das soziale Räume beschreibt, in denen soziale Gruppen sich begegnen, deren Beziehungen durch radikale Ungleichheit und Unterdrückung gekennzeichnet sind. Der Begriff *Kontaktzone* stellt einen Versuch dar, die Ko-Präsenz von Subjekten in Räumen darzustellen, die nicht gemeinsam gedacht werden können, weil sie über rassistische Denkfiguren radikal getrennt voneinander repräsentiert werden. Paradoxe Weise werden dabei rassistische Grenzbeziehungen sowohl ins Wanken gebracht als auch scharf nachgezogen. Das heißt, auch diese transgressiven Momente betonen letztlich die rassistischen Grenzbeziehungen. Über das Konzept der *Transkulturation* wird die Asymmetrie der Beziehungen in diesen von Grenzen durchzogenen Räumen beschreibbar. Der Begriff der Transkulturation wurde bereits in den 1940er Jahren durch den kubanischen Soziologen Fernando Ortiz geprägt, um die asymmetrischen Interaktionsprozesse und ihre hybriden Resultate bei der Herausbildung einer afrokubanischen Kultur zu beschreiben. Ortiz richtet seinen Blick auf die Verschränkungen, die Herausbildung neuer Verbindungen und die Produktion anderer, bis dahin oft nicht wahrgenommener, Phänomene. Pratt nutzt den Begriff der Transkulturation in eben

diesem Sinne. Anders als in vielen kritischen pädagogischen Ansätzen werden der Dialog, die Begegnung nicht einfach romantisiert, sondern eben die gewalttätigen Momente, die in diesen eingeschrieben sind, herausgearbeitet.

Es war Gloria Anzaldúa, die in ihrem bemerkenswerten Buch »*Borderlands/La Frontera. A New Mestiza*« Grenzen als Herrschaftsinstrumente beschreibt, die Staatsbürger*innen und Fremde herstellt. Als Chicana (mexikanisch-US-amerikanisch), die in den USA an der Grenze zu Mexiko geboren und aufgewachsen ist, aber Zeit ihres Lebens als Migrantin wahrgenommen wurde, besang sie als Poetin das Grenzland (Borderlands), wo Dinge und Subjekte sich treffen, die auseinandergehalten werden sollen. Als queere Chicana war es überlebenswichtig, Räume zu schaffen, die nicht verletzend waren: imaginierte und reale. Die Überschreitungen einer Grenze zeichnet den Körper der Grenzüberschreitenden. Die Grenze ist allgegenwärtig. Die Dekolonisierung des Geistes kann deswegen nur gelingen, wenn es gelingt die Grenze zu einem Ort zu machen und die Möglichkeit des Neuen darin zu finden. Anzaldúas Buch ist eine unendlich kreative Quelle und dabei semi-biographisch. Für Anzaldúa ist die Grenze nicht nur eine Linie im Raum, sondern selbst verräumlicht. Alle, die die Erfahrung eine Grenzüber-schreitung gemacht haben, ganz gleich ob Nationalgrenzen überschritten wurden oder die Grenze des »Normalen«, weil sie sich als queer oder trans identifizieren, oder weil sie beide Grenzen überschreiten, wissen wovon die Rede ist. Die Grenzländer/borderlands sind dicht bevölkert und sie quellen über vor Wissen.

Schlussbemerkungen

Die Arbeit mit Mädchen* und jungen Frauen* nach einer Flucht bedarf einer diskriminierungskritischen Pädagogik. Eine Pädagogik, die gewissermaßen Bürger*innen herstellt, die in der Lage sind sich selbst zu repräsentieren, aber auch über sich hinaus zu denken. Ich glaube nicht, dass wir in dem Bereich Flucht arbeiten können und uns nur um die spezifischen Bedarfe kümmern, die Mädchen* und junge Frauen* haben. Die Skandalisierung und persistente Kritik der Verhältnisse ist dabei mindestens genauso wichtig wie die Selbstkritik. Nur die Selbstkritik ermöglicht es Allianzen zu bilden. Und diese sind notwendig, denn Überleben ist keine akademische Fähigkeit, wie Audre Lorde es einmal auf den Punkt brachte. Doch ohne Theorie kommen wir auch nicht aus. Wir müssen in die Lage versetzt werden, die gesellschaftlichen Verhältnisse zu untersuchen; die Ideologie hinter unserem Tun zu erkennen, um dann effektiv und gezielt

strategisch intervenieren zu können. Das Ziel bleibt ein Mehr an Gerechtigkeit. Mädchen* und Frauen* auf der Flucht zeigen uns die Grenzen unseres Handelns auf; bereichern unsere Theorien; unterbrechen unsere Praxen. Sie mögen uns, die wir hier schon etabliert sind, die wir uns auskennen mit dem System, brauchen, aber wir brauchen sie auch – als Bündnispartnerinnen*. Gleichzeitig ist es an der Zeit, dass das imperiale Wissen verlernt wird und Platz macht für ein Wissen, das von den Rändern her unser Denken in Schwingung versetzt.

Konkrete Strategien habe ich heute nicht mitgebracht, aber die Hoffnung, dass der ein oder andere Gedanken anregt, um hoffnungsvoll die Herausforderungen unsere Zeit (Flucht, Rechtspopulismus, zunehmender Rassismus und Antisemitismus) anzunehmen.

Castro Varela, María do Mar ist Professorin für Allgemeine Pädagogik und Soziale Arbeit mit Schwerpunkt Gender und Queer an der Alice Salomon Hochschule Berlin. In 2015/16 war sie Senior Fellow am Institut für die Wissenschaft des Menschen (IWM) in Wien. Sie ist Gründerin und Mitglied des bildungsLab* Berlin (www.bildungslab.net) und Citizen Ambassador der Free Rohingya Coalition (FRC).

Zum Weiterlesen

Castro Varela, María do Mar/Dhawan, Nikita (2020): *Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung*, 3. überarbeitete Auflage, Bielefeld: transcript [UTB].

Castro Varela, María do Mar/Safert, Nadine (2020): »Befreiung als Beherrschung. Emanzipation und Viktimisierung unter rassistischen Bedingungen«, in: Ulrike Ali-Lingen/Paul Mecheril (Hrsg.): *Rückständigkeit und Gefahr. Geschlechterpolitiken in der Migrationsgesellschaft*. Bielefeld: transcript.

eCastro Varela, María do Mar/Mansouri, Malika (2020): »Das Erbe kritisch betrachten. Verflechtungen von Kolonialismus, Rassismus und Migrationsgesetzgebung«, in: Jekatarina Markow/Frederick v. Harbou (Hg.): *Philosophie des Migrationsrechts*. Tübingen: Mohr Siebeck, S. 291–316.

Castro Varela, María do Mar/Mecheril, Paul (Hg.) (2016): *Die Dämonisierung der Anderen. Rassismuskritik der Gegenwart*. Bielefeld: transcript.

IMPRESSUM

Herausgeber*in:

Landesarbeitsgemeinschaft Mädchen*arbeit in NRW e.V.

Robertstr. 5a

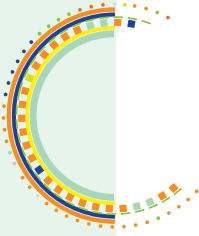
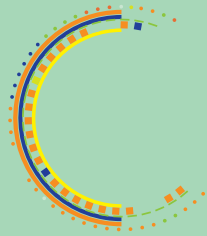
42107 Wuppertal

fon 0202/759 50 46

fax 0202/759 50 47

www.maedchenarbeit-nrw.de

Gestaltung: designbüro drillich





Landesarbeitsgemeinschaft Mädchen*arbeit in NRW e.V.
Robertstraße 5a
42107 Wuppertal

fon 0202.759 50 46
fax 0202.759 50 47
lag@maedchenarbeit-nrw.de
www.maedchenarbeit-nrw.de

*In Kooperation mit der LAG autonome Mädchenhäuser/
feministische Mädchenarbeit NRW e.V.*

Gefördert vom:

Ministerium für Kinder, Familie,
Flüchtlinge und Integration
des Landes Nordrhein-Westfalen

